

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Grundlage der Predigt ist das Evangelium des heutigen Sonntags – die Erzählung vom Reichen und dem armen Lazarus (Lk 16,19ff)

Liebe Gemeinde,

ich habe über das Evangelium, das wir vorhin gehört haben und das heute Grundlage meiner Predigt ist, gelesen, sie sei eine fiktive Geschichte zur ethischen Motivation. Kann man so sagen. Es hört sie wohl niemand, der danach nicht motiviert wäre, dem Schicksal des Reichen zu entgehen. Dereinst in der Hölle schmoren zu müssen - das ist keine schöne Vorstellung.

Die Motivationskraft der Erzählung von Lazarus und dem Reichen hat viele inspiriert. Mag man an den Ebenezer Scrooge aus der Weihnachtsgeschichte von Charles Dickens denken, oder an Bertolt Brechts Stück: „Die Verurteilung des Lukullus.“

Aus meiner schlichten fränkischen Vergangenheit ist mir eine ganz einfache, aber äußerst eindrückliche und pädagogisch wertvolle Kurzfassung in Erinnerung: „Der liebe Gott sieht alles.“

Es wird Sie da, liebe Gemeinde, nicht überraschen, das ich etwas Anlauf nehmen musste, bis der Text angefangen hat, mit mir zu sprechen. Vielleicht teilt der eine oder die andere von Ihnen dieses Unbehagen – ich möchte aber auch die eine oder andere Entdeckung mit Ihnen teilen.

Das erste, was beim zweiten Blick auffällt: Der Arme hat einen Namen. Lazarus heißt er. Jesus hat viele Geschichten erzählt. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn, die Geschichte vom Hirten, der das Schaf sucht, noch viele andere. Aber einen Namen hat er bei all diesen Geschichten nur diesem Lazarus gegeben. Und nicht nur das. Viel erzählt Jesus nicht über ihn, aber in den wenigen Worten macht er deutlich, was es für den Lazarus heißt, arm zu sein. Nämlich ist viel mehr, als kein Geld zu haben und hungern zu müssen. Er erkrankt, er vereinsamt, und er verliert seine Selbstachtung, als er nicht verhindern kann, dass die Hunde an seinem Ausschlag lecken.

Mit dem Namen verbindet sich ein Gesicht, und ich höre als Subtext: Schau hin, sieh nicht weg. Verhärtete nicht dein Herz, verschließe dich der Not dieses Menschen nicht.

Und damit, liebe Gemeinde, sind wir gefragt: Wie halten wir es im Umgang mit der Armut. Ein Schicksal wie der Lazarus muss in einem reichen Land wie dem unseren normalerweise niemand erleiden. Wir leben in einem Sozialstaat, und Diakonie und Caritas helfen engagiert mit, Armut und ihre Folgen zu überwinden. Aber wie ist es mit uns einzelnen? Welche Namen und Gesichter kennen wir? Wie viel Verantwortung können wir delegieren, bevor wir konkreten Menschen schuldig

bleiben, was sie von uns erwarten dürfen: konkrete Nächstenliebe?

Dass wir sie, beispielsweise die Männer und Frauen, die vor unseren Kirchentüren sitzen und um Almosen bitten, wahrnehmen. Als Menschen mit ihrer Würde. Die Sehnsucht danach ist bei vielen, die wenig haben, fast größer als der Wunsch nach mehr Geld. Zumindest lassen das die Wahlen der vergangenen Jahre vermuten. Mit Ausnahme der einen, die uns nun Olaf Scholz als Bundeskanzler beschert hat, hat die SPD in den letzten Jahren eine Wahl nach der anderen verloren. Dass sie immer neue Ideen zur stärkeren finanziellen Förderung bedürftige Menschen vorgebracht hat, hat nicht verhindert, dass viele Wähler sich Parteien - oder besonders einer Partei - zugewandt haben. Da haben sie zwar vom Parteiprogramm nichts zu erhoffen, aber sie bekommen das Gefühl zu vermittelt: Wir übersehen euch nicht. Und nicht eure Wut und euren Ärger.

Wen also sehen wir? Wann habe ich das letzte Mal wirklich hingesehen, den Blickkontakt gesucht, das Gespräch?

Ein zweiter, zugegebenermaßen zunächst wenig origineller Gedanke: Ein jegliches hat seine Zeit - und irgendwann ist die vorbei. Jahrelang hätte der Reiche tagaus, tagein Gelegenheit gehabt, die Kluft zu überwinden, die ihn und Lazarus trennte, aber schließlich war es zu spät.

Mich lässt das denken an die großen Themen unserer Zeit: Es sind die Armen, die Mittellosen, die unter den Folgen des Klimawandels besonders zu leiden haben. Ich denke an einzelne Menschen und an ganze Länder. Seit vier Jahren hat es in Somalia nicht geregnet - jetzt verhungern Kinder. Anderswo berauben immer heftigere Stürme und ein steigender Meeresspiegel die Menschen ihrer Lebensgrundlagen. Das wissen wir, das sehen wir mit an - irgendwann, und vielleicht bald, wird der Zeitpunkt vorüber sein, an dem wir noch handeln könnten.

Und dann denke ich auch, an die Situation in der Ukraine. 9 Jahre liegt da jetzt die Revolution zurück, die zu soviel Hoffnung Anlass gegeben hat. 2013 war das gewesen. Ein Jahr später dann die Reaktion aus Russland: die Krim wurde besetzt: Und seitdem Warnungen, Warnzeichen, von uns allen überhörte Bitten um Beistand. Ein jegliches hat seine Zeit - und irgendwann ist es zu spät.

Aber wann ist das soweit? Oder, andersrum gefragt: Wie lange dürfen, sollen, müssen wir hoffen? Im einen wie im anderen Beispiel ist das ja nicht klar. Ist es klug, sich jetzt schon vorbereiten auf eine Zeit, in der die Temperaturen über die 1,5 Grad hin angestiegen sein werden, und auf ein Europa mit einem siegreichen Russland, oder wäre das nur einfach bequemer für uns, die wir es uns doch irgendwie würden einrichten können?

Ich habe vorhin kurz das Theaterstück von Bert Brecht angesprochen: Das durfte erst aufgeführt werden, nachdem der Titel und der Schluss des Stücks geändert worden waren: Ursprünglich hatte es nämlich nicht „Die Verurteilung“, sondern „Das Verhör des Lukullus“ geheißen, und das Ende war offen geblieben. Die Gründe für diese erzwungene Überarbeitung seien dahingestellt - aber offenkundig

war die eindeutige, klare Variante akzeptabler - auch wenn da für den Protagonisten keine Hoffnung mehr war.

Hoffnung kann ja auch ganz schön unbequem sein und zwar sowohl für den der hofft, weil ihn seine Hoffnung dann nicht zur Ruhe kommen lässt, als auch für die, die der Hoffende mit seiner Hoffnung und belästigt, damit sich etwas ändert.

So gesehen, ist auch die Lazarusgeschichte eine unbequeme. Denn bei näherer Betrachtung ist auch da das Ende noch offen. Lazarus und der Reiche, dieser in der Hölle, jener im Schoß Abrahams, sind noch in Sicht- und Hörweite voneinander. Zwar stehen die Chancen des Reichen denkbar schlecht, aber er ist noch im Gespräch mit Abraham. Und dabei wird dieser Reiche unversehens sympathischer, und zwar in dem Grad, in dem er seine Ichbezogenheit überwindet um sich das Schicksal seiner Brüder zu sorgen beginnt.

Und in dem Maße, wie er sympathischer wird, rückt er uns näher, fällt es uns leichter, sich in ihn hinein zu versetzen, sich mit ihm zu identifizieren. Er hat ja auch keinen Namen, der Reiche ist irgendjemand. Ein Jedermann. Sollten wir er sein? Und wenn ja:: Ist da noch Hoffnung?

Und dazu, liebe Gemeinde, sind wir Christenmenschen: um auf die Frage mit einem deutlichen und entschiedenen "Ja" zu antworten. Denn das glauben wir: Da ein Gott ist, der Gedanken des Friedens für uns hat, nicht des Leides. Einer der seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen Zukunft und Hoffnung bereitet. Wir glauben an einen Gott, der Tod und Leid überwunden hat und überwinden wird.

Die Frage, die quält, lautet dann aber: Wenn da Hoffnung ist, weswegen tun sich Menschen dann so schwer, auch klar und entschieden zu handeln? Da gebe es nun, je nach Situation, sehr viel unterschiedliches zu sagen. Aber eines, glaube ich, spielt immer mit: Wir leben, als Einzelne wie als Gesellschaft, als Gefangene einer scheinbar unverrückbaren Forderung: „Du musst es zu etwas bringen!“, oder "ich will es zu etwas bringen!", „Ich will Erfolg haben.“ Es mag sich im Lauf der Generationen verschoben haben, woran der Erfolg gemessen wird. War es früher mal der Beruf, das Einkommen, dann ist es heute vielleicht mehr die Zahl der Follower in den sozialen Medien. Aber der Grundgedanke bleibt der gleiche, und er macht uns blind.

So mächtig ist das Paradigma vom Erfolg, vom Vorankommen, vom Wachstum, dass auch politische Entscheidungen davon abhängig gemacht werden. In normalen Zeiten jedenfalls dürfte es kein Politiker wagen, Entscheidungen zu treffen, wie ein "Weniger" mit sich bringen. Und so wurde die Gasleitung halt zu Ende gebaut, und so werden weltweit immer noch mehr Kohle, Öl, und Gas verheizt.

Gefangene sehnen sich nach Freiheit. Die Sehnsucht kennen wir. Vielleicht erkennen wir sie nicht immer als Sehnsucht nach Freiheit, weil wir uns gefangen doch gar nicht fühlen, aber anders Leben können - weniger zerstörerisch -, und durch unser Leben weniger Unrecht bewirken: das möchten wir so gerne. Aber immer wieder wissen wir nicht, wie das gehen soll. Immer wieder fühlen wir uns

nicht frei dazu.

„Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist ist, da ist Freiheit“. Das, liebe Familie Werber, sind Worte des Paulus, die Sie für Ihre Tochter Ariana zum Taufspruch gewählt haben. Sie drücken damit aus, was Sie für Ihre Tochter wollen, nämlich Freiheit. Und Sie geben ihr einen Wegweiser mit, wo sie diese Freiheit finden kann. Bei Gott, dort wo sein Geist weht, der Geist, der Liebe, Anerkennung, unsere Würde nicht vom Erfolg abhängig macht, wie immer der auch gemessen sein mag. Ein Geist, der unser inneres Koordinatensystem anders ausrichtet, der das Wichtige wichtig und das Unwichtige unwichtig werden lässt.

Ich wünsche der Ariana - und der Selina und dem Marius und uns allen wünsche ich das auch - dass Gott uns immer wieder hineinstellt in das Wehen seines Geistes und wir dort Befreiung erfahren von den scheinbaren Selbstverständlichkeiten, die so leicht Herrschaft über uns erlangen. Gott schenke Ariana, und uns allen, die Freiheit, unsere Sehnsucht zu leben. Auf dass wir dann leben als solche, die darum wissen, dass Gottes Geist der Freiheit segnend mit uns ist. Auf dass wir denen zum Segen werden, die Gott uns auf unseren Wegen zu Nächsten werden lässt.

Amen